

Felsenherz, der Trapper

Heft 17

Der kleine Kundschafter.



Das Geschüb entlud sich mit einem gewaltigen Knall.

Felsenherz der Trapper
Selbsterlebtes aus den Indianergebieten
erzählt von
Kapitän William Käbler.

Der kleine Kundschafter.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, einschl. das Ver-
filmungsrecht, vorbehalten. — Copyright 1922 by
Verlag moderner Lektüre G. m. b. H., Berlin.

Felsenherz der Trapper

Zu beziehen durch alle Buch- und Schreibwaren-
handlungen, sowie vom

Verlag moderner Lektüre G. m. b. H., Berlin SO 26
Elisabeth-Ufer 44.

Druck: W. Gebmann G. m. b. H., Berlin



1. Kapitel.

Der Kleine Rundschafter.

Ein heulender Windstoß, der durch die enge, wild zerklüftete Schlucht fuhr und bis in die flache Felsgrotte drang, machte das kleine Lagerfeuer zu hellen Flammen an.

Neben diesem Feuer lag auf einer wollenen Satteldede ein blondbärtiger Trapper, der soeben mit Hilfe einer eisernen Kugelform für seine im ganzen wilden Westen berühmte Doppelbüchse neue Kugeln in der Glut gegossen hatte.

Jetzt drückte er die allzu hoch lodernde Nester mit ein paar Steinen wieder aus und tat dann die fertigen Kugeln in seine mit Glasperlen nach indianischer Art verzierte Jagdtasche.

Daß in der Schlucht vielfach widerhallende Echo eines Büchschusses ließ ihn jäh in die Höhe fahren. Auch die beiden im Hintergrunde der Grotte stehenden Pferde, ein Rappe und ein hochbeiniger Fuchs, hatten ebenfalls wie lauschend die Köpfe vorgereckt.

Der junge, stattliche Trapper erstarrte das Feuer jetzt vollständig, griff nach seiner Wüchse und trat ein paar Schritt auß der Grotte hinaus.

Ein plötzlicher Regenguß trieb ihm die nassen Tropfen wie Hagellörner in das tief gebräunte Gesicht. Die Nacht war finstler, und sturmgepeitschte Wollen jagten über den düstern Himmel hin. Die Eichen und Riesentannen, die vereinzelt in der Schlucht wuchsen, rauschten und verbeugten sich vor den immer heftiger werdenden Windstößen.

In dieser Dunkelheit etwas zu erkennen, war unmöglich. Aber das Ohr des blonden Jägers, in der Wildniß vortrefflich geschärft, ersetzte ihm das spähende Auge. Mochte der Sturm auch noch so toll die Südausläufer der Gilaberge umtoben, mochte auch die Schlucht von einem nervenerregenden Konzert der Windbraut erfüllt sein, er vernahm doch das Knacken brechender Aeste, die der Sturm zu Boden geworfen hatte und die nun unter dem flüchtigen Fuße eines eiligst sich Nähernden zerschnitten.

Eine Gestalt tauchte auß der Finsterniß auf, ein schlanker, kräftiger Indianer, der das lange straffe Haar zu einem Schopf hochgebunden hatte und in diesem Schopf die Adlerfedern als Abzeichen der Häuptlingswürde trug.

Er kam nicht allein. Er hatte einen Knaben in den Armen, einen vielleicht vierzehnjährigen Jungen, der in derbeß, selbstgewebteß Leinen gekleidet war und über den Kopf eine Mütze auß Hirschleder gezogen hatte.

Der Trapper schritt schweigend ohne jedes Zeichen von Neugier in die Grotte hinein. Der Indianer folgte ihm mit seiner menschlichen Last, legte den offenbar bewußtlosen Knaben vorsichtig auß die Decke

und sagte dann erst in der Romanchensprache zu dem blonden Jäger:

„Mein Bruder Felsenherz mag die Pferde satteln. Die feigen Kröten der Apachen sind aus ihren Felshöhlen am Rio Pecos hervorgetrohen und haben diesen kleinen weißen Krieger gehebt und verwundet. Cholariga kam gerade hinzu, als einer der Apachen den Knaben skalpieren wollte. Die Angel Cholarigas war schneller als das Messer des Apachen. Wir werden sehr bald das Kriegsgeschrei der Winos (Schimpfname für die Apachen) hören, wenn wir diese Schlucht nicht verlassen.“

Felsenherz begann wortlos die Pferde zu satteln, während der Romanchenhäuptling sich um den Verwundeten bemühte.

Mit einem schmerzlichen Seufzer kam der Knabe jetzt zur Besinnung. Ein Pfeil war ihm in die linke Schulter gedrungen, den Cholariga, der schwarze Panther, schon vorhin geschickt herausgeschnitten hatte, als er mit dem Knaben vor der Uebersicht der Apachen von dem Felsplateau wieder in die Schlucht hinabgeflüchtet war. Er hatte die Wunde nur oberflächlich verbinden können und erneuerte nun im Dunkeln mit geschickten Fingern den Verband, indem er dem vor Schmerzen Stöhnenden zuzüsterte:

„Der kleine weiße Krieger ist hier bei Freunden in Sicherheit. Er wird bereits von Felsenherz und Cholariga gehört haben.“

„Rettet — rettet die Ansiedlung!“ stammelte der Knabe kraftlos. „Im Süden — Insel im Charitahua-See — war als Späher ausgesandt worden —“

Dann fiel er wieder in Ohnmacht.

Der Romanche hatte den Verband fertig, hob den Knaben jetzt auf seinen Klappen und führte das kluge Tier in die Schlucht hinaus nach Süden zu.

Felsenherz holte ihn bald ein. Mit weiten Schritten durchwanderten sie Täler und kahle, steinige Ebenen, kamen durch tiefe Kanonä und stützten dabei abwechselnd den im Sattel des Rappen liegenden Anaben, der durch den Regen genau so bis auf die Haut durchnäßt wurde wie seine Begleiter.

Felsenherz, der jetzt die Führung übernommen hatte, bog gerade in ein flaches bis in die Prarie hinabgehendes Thal ein, als der Mond hinter einem fliegenden Vossensehen hervortrat und die Umgebung in ein mildes verschwommenes Licht tauchte.

Der Trapper blieb stehen. Tief unter ihm, dort, wo die Prarie begann, erglänzte im Mondlicht der Spiegel eines großen Sees.

„Der Charitakua-See,“ sagte hinter ihm Iesse der Komonche. „Der kleine weiße Krieger sprach von einer Ansiedlung auf der Insel. Als Cholariga mit seinem Bruder Felsenherz vor sechs Monden zum letzten Male in dieser Gegend war, gab es auf der großen Insel im See drüben noch keine Blockhütten. Jetzt ist das Volk der Bleichgesichter selbst bis in diese Einöde vorgeedrungen, mitten in das Jagdgebiet der Apachen.“

In seinen Worten lag etwas wie ein Vorwurf. Er war ein Indianer, und er litt schwer darunter, daß die Indianerstämme des Westens durch die weißen Ansiedler immer weiter zurückgedrängt wurden.

Felsenherz schwieg. Sein Blick glitt in die Ferne. Irgend etwas schien seinen Verdacht erregt zu haben.

„Mein Bruder Cholariga mag die Büchse bereithalten,“ flüsterte er nun hastig. „Dort in jenem Gestrüpp fiel das Mondlicht auf einen blanken Flintenlauf.“

Raum hatte er die letzte Elbe ausgesprochen, als schon vier — fünf Schüsse knallten.

Feuerblitze fuhren aus dem Gestrüpp heraus. Pfeile flogen.

Die beiden Freunde hatten sich im Nu auf ihre Pferde geschwungen. Der Romanche nahm den Anaben in die Arme. Im Galopp ging es in das Tal hinab. Hinter ihnen erhob sich das Gekrächel der enttäuschten roten Feinde, schlüpfen dunkle Gestalten aus dem Gestrüpp und zogen struppige Mustangs hinter sich her.

Es waren etwa zwanzig Apachen, denen die beiden berühmten Westmänner hier fast in die Arme gelaufen waren, — Apachen, mit den Kriegsfarben bemalt, mit bis auf die Stalplode rasierten Köpfen, scharf wie Teufel, blutgierig wie der rote Luchs der Silaberger.

In Karriere sprengten sie jetzt den Flüchtlingen nach.

Da — Felsenherz' Fuchs stolperte plötzlich, hätte seinen Reiter beinahe abgeworfen.

Cholariga bemerkte, wie schwer das treue Tier auf der Hinterhand lahmt.

„Dort — hinauf auf die Felskluppe!“ rief er dem blonden Trapper zu.

Auch Felsenherz hatte bereits den flachen Steinhügel bemerkt, der sich vor ihnen mitten im Tale erhob. Er erkannte ihn sofort wieder. Dort hatte er mit dem Romanchenhäuptling vor einem halben Jahre gelagert. Er entsann sich, daß der Hügel von drei Seiten steil anstieg und nur von der Südseite zu erklimmen war, daß die flache Spitze eine tiefe Aushöhlung hatte, gerade tief genug, ein Pferd dort zu verberaen.

Er schwang sich aus dem Sattel und nahm sein

offenbar durch eine Apachenkugel verletztes Tier beim Zügel.

Der Fuchs schleppte den linken Hinterfuß wie gelähmt nach. Es war nicht leicht, ihn die zehn Meter über das Steingeröll bis auf die Spitze des Hügels in die Mulde zu bringen. Als Felsenherz endlich in Sicherheit zu sein glaubte, als nur noch ein paar Schritt ihn von der schützenden Ausbuchtung trennten, bannte ihn ein lauter Zuruf an denselben Fled.

„Halt — schert Euch zum Teufel, wer Ihr auch seid!“ brüllte jemand hinter den Steintrümmern der Hügelspitze hervor. „Wir sind hier unserer fünf, und unsere Kugeln schmeden bitter!“

Felsenherz merkte, daß er Weiße vor sich hatte, vielleicht Goldsucher, die hier lagerten.

„Boß — die Apachen heßen uns!“ erwiderte er rasch. „Ich bin Felsenherz, der Trapper, und —“

„Und wenn Ihr der Große Geist der verdamnten Rothäute in eigener Person wäret: hier ist kein Platz für Euch! Wagt keinen Schritt weiter nach oben zu tun! Bleibt, wo Ihr seid! Die Apachen werden wir schon verjagen!“

Tatsächlich knallten sofort mehrere Schüsse, und das Geheul der Verfolger bewies, daß die Kugeln manches Opfer gefordert hatten.

2. Kapitel

Umzingelt.

Inzwischen war auch Chotariga mit seinem Rappent und dem Verwundeten am Fuße des Hügel angelangt.

Da meldete sich der noch immer unsichtbare Sprecher von der Spitze des Hügel von neuem:

„Mr. Felsenherz, ich hoffe, daß Ihr unsere Warnung nicht in den Wind schlägt! Wir fünf schießen jeder nieder, der sich der Hügelspitze nähert! Macht also lehr und lagert Euch dort unten an der Westseite der Kuppe in den Büschen. Wir werden Euch die Apachen schon vom Leibe halten! Das Gewöl verzieht sich immer mehr, und wenn erst der Vollmond ungehindert scheint, kommt seine Rothaut an Euch heran, so wahr ich Tim Brag heiße und von den Apachen Wassipao, der Nasenlose, genannt werde.“

Felsenherz hatte von diesem Tim Brag schon sehr viel gehört. Brag war ebenfalls Trapper, jagte aber zumelst in den unwirklichsten Theilen der Sonora und war als menschenscheu bekannt.

Der blonde Jäger, der wohl einsah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten war, lehrte denn auch wirklich um.

Der Romanche suchte in den am Westabhang des Hügel wuchernden Büschen einen passenden Lagerplatz aus, und wenige Minuten später waren die Pferde und der verwundete Knabe auf dieser kleinen freien Stelle dicht an der Felswand untergebracht.

Ein Wort befehl recht: die Wollen verschwanden gänzlich, und die Apachen hielten sich daher auch in respektvoller Entfernung.

Nun wurde der bewußtlose Knabe nochmals verbunden. Cholariga wusch die Wunde aus und legte einen Brei von zerquetschten Wegerichblättern auf, deren kühlende und heilende Wirkung auch in Europa schon im Mittelalter bekannt war.

Der Knabe erwachte nach einer Weile. Der Mond beschien sein offenes, jetzt etwas bleiches Kinder Gesicht und den schmerzvoll zusammengepreßten Mund.

„Hast Du arge Schmerzen, mein Junge?“ fragte Felsenherz mitleidig.

„Ja!“ stöhnte der Knabe. „Master Felsenherz — ich flehe Euch an: rettet die Ansiedlung! Es sind gegen hundert Apachen im Anzug, und etwa vierzig halten den Moßpara-Berg am Südufer des Sees besetzt und bauen Hütten.“

„Wie heißt Du denn, mein kleiner Wursche?“ sagte Felsenherz freundlich, indem er dem Knaben zunächst den mit Wasser gefüllten Blechbecher an die Lippen setzte und ihn trinken ließ.

„Edward Smitson,“ erwiderte der Junge dann. „Mein Vater Albert Smitson ist der Gründer der Ansiedlung im Charitahua-See. Vor vier Monaten trafen wir mit acht Ochsenwagen dort ein. Wir sind englische Auswanderer und zählten insgesammt 24 Köpfe, davon zehn Männer. Ein Trapper namens Channing war unser Führer. Er riet uns, die über eine halbe Meile lange, fruchtbare Insel zu besiedeln, da die Apachen dort nie hinkämen. Der See ist bei ihnen verrufen. Vor drei Tagen zeigten sich dann die ersten Apachen am Südufer, erschossen zwei von unseren Männern und zogen sich auf den Moßpara-Berg zurück, weil mein Vater sie mit dem großen Flach-

boot, unserer schwimmenden Festung, angriff. Ich erbot mich, als Frundschafter die Umgegend des Sees abzusuchen und festzustellen, ob noch mehr Apachen nahen. Ich wäre dem anrückenden Trupp auch in die Hände gefallen, wenn der Häuptling mich nicht im letzten Augenblick gerettet hätte.“

Er schwieg erschöpft.

Da meldete sich Tim Brax wieder von der Spitze des Hügel.

„Se — Mr. Felsenherz, ich werde Euch an einem Lasso einen Trank hinablassen, den Ihr dem kleinen Burschen eingeben sollt, damit er das Wundfieber leichter übersteht.“

Wirklich kam denn auch an einen Lederriemen eine Flasche herab, und Felsenherz zögerte nicht, von deren Inhalt den Knaben trinken zu lassen.

Dann rief er Brax zu:

„Hört mal, Tim Brax, weshalb wollt Ihr uns eigentlich zwingen, hier unten auszuharren?! Es ist wenig kameradschaftlich von Euch, daß Ihr —“

„Spart Eure Worte,“ unterbrach Watsipao ihn. „Wir raten Euch, recht bald Eure Flucht fortzusetzen. Der neue Tag zieht schon herauf. Seht zu, daß Ihr an den See hinabgelangt. Die Apachen sind durch unsere Schüsse nach Norden verschreckt worden. Der Weg nach Süden ist offen.“

Cholariga, der bisher am Westrande der Büsche Wache gestanden hatte, glitt jetzt lautlos herbei.

„Das Bleichgesicht rät das Richtige,“ sagte er zu Felsenherz. „Mein Bruder mag seinem Fuchs die Kugel aus dem Schenkel schneiden. Ich werde einen Verband herstellen.“

Das kluge Tier ließ ohne Widerstand die kleine Operation vornehmen. Die Kugel saß dicht unter

der Haut, und es war nicht weiter schwer, sie zu entfernen.

Gleich darauf brachen die beiden Freunde auf.

Edward Smilson wurde auf dem Rücken in bequemer Lage festgebunden, und dann ging es in raschem Schritt das breite Thal weiter abwärts. Tim Brax hatte sich nicht mehr gemeldet und auch Felsenherz' Abschiedsgruß nicht beantwortet.

Bis zum Sceuser hinab waren es noch etwa zweitausend Meter. Die beiden berühmten Westmänner hatten davon aber kaum die Hälfte zurückgelegt, als aus einer Seitenschlucht ein berittener Apachentrupp, etwa dreißig Krieger hervorsprengten.

Die Lage der Freunde war verzweifelt. Mit dem verwundeten Knaben und dem stark hinkenden Fuchs schien eine Flucht unmöglich. Außerdem gab es auf dreihundert Meter nicht die geringste Deckung. Keine Baumgruppe, keine Felsanhäufung bot hier auf der lahlen Talsohle Deckung.

Nur einß kam den beiden den Apachen wohlbekannten Prärieläusern zu statten: ihr Ruf als unschätzbare Schützen und gefährliche Gegner im Nahkampf! — Oft genug schon hatten die Apachen, ihre erbittertesten Feinde, böses Lehrgeld gezahlt, wenn sie geglaubt hatten, Felsenherz und der schwarze Panther könnten ihnen nicht mehr entgehen; oft genug schon hatten die beiden sich in der Gewalt dieses wilden indianischen Reitervolkes befunden und waren dem ihnen zgedachten Marterpfale doch immer wieder entgangen.

Diese Furcht vor den nie fehlenden Büchsen der berühmten Jäger zeigte sich auch jetzt in der Art, wie die Apachen den Angriff unternahmen.

Der zuerst dicht geschlossene Haufen der heranja-

genden Rothhäute breitete sich zweihundert Meter vor den Westmännern, die hinter ihren Pferden, die Büchsen im Anschlag, Posto gefaßt hatten, fächerartig aus und bildete einen Kreis um die kleine Gruppe von Tieren und Menschen.

Kein Schuß fiel. Felsenherz und Cholariga sparten ihre Kugeln für einen kritischeren Zeitpunkt auf und begnügten sich damit, die Feinde im Auge zu behalten, die ihrerseits nur zur Hälfte mit schlechten Steinschloßflinten, sonst mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren. Keiner der Apachen wagte es, den Umringten sich bis auf Schußweite zu nähern.

So verstrichen wohl fünf Minuten, ohne daß etwas besonderes sich ereignete.

„Mein Bruder Felsenherz wird sehr bald das Arieasgeschrei eines größeren Apachentrupps vernehmen,“ sagte da der Häuptling verächtlich. „Die feigen Kröten der Pimos wollen uns hier nur festhalten, bis ihre Verstärkung heran ist. Wir werden die Zügel unserer Pferde um den Arm schlingen und nach dem See hin durchzubrechen suchen.“

Es war das in der That das einzige Mittel, den Feinden zu entgehen. Felsenherz mit seinem blessirten Fuchß schritt nun voran, die treue Büchse halb erhoben.

Die Apachen wichen aus. Ihr Kreis bewegte sich im selben Tempo vorwärts wie die beiden Freunde.

Dem blonden Trapper war das Verhalten der Rothhäute jetzt ein Räthsel. Es lastete auf ihm wie die Vorahnung eines Unheils, das weder sein roter Bruder noch er richtig abschätzen konnten. Dieses fast unheimliche Schweigen, mit dem die Apachen den Zurückweichenden sozusagen das Geleite gaben,

sahen ihm auf irgend eine indianische Teufelei hinzudeuten. Aber umsonst zerarrübelte er sich den Kopf, was die blutgierigen, rachsüchtigen Feinde planen könnten. Daran, daß sie Verstärkung erwarteten, wie Cholariga annahm, glaubte er nicht.

So ging es denn Schritt für Schritt vorwärts dem Charitakua-See entgegen. Das Tal machte unweit des Seeufers noch eine letzte Krümmung. Die Aussicht nach dem großen Gewässer hin war daher den Freunden seit einer Weile versperrt.

Als sie sich jetzt der Biegung immer mehr näherten, wo die Talwände bis auf etwa hundertfünfzig Meter zusammentraten, löste sich der Kreis der Feinde auf und bildete nur noch zwei Trupps von je fünfzehn Mann, die nun vor und hinter den Flüchtlingen, wie bisher der menschliche Ring, in steter Bewegung blieben.

Jesserherz hatte die Krümmung kaum hinter sich, als er auch in vielleicht fünfhundert Meter Entfernung auf dem im Sonnenlicht glitzernden Spiegel des Sees ein großes, plumpeß Fahrzeug mit zwei Masten bemerkte, welches, ähnlich einem Fährschiff gebaut, vorn und hinten je eine feste Blochhütte mit flachem Dach und rundum eine hohe Brustwehr besaß. Auch die Dächer der Blochhütten waren von solchen Brustwehren umgeben und bildeten daher gleichsam zwei Verteidigungstürme auf dem Deck. Ohne Zweifel war dies das Flachboot, von dem der tapfere kleine Edward Smithon gesprochen hatte.

Hinter den Brustwehren sah der blonde Trapper die breitrandigen Strohhüte und Filzhüte mehrerer Ansiedler sah auch einmal ein bärtiges Gesicht auftauchen.

Er pries es als einen glücklichen Zufall, daß das

Boot dem Ufer so nahe war. Durfte man doch hoffen, daß die Ansiedler die Apachen durch Schüsse berjagen und es so den drei Umzingelten ermöglichen würden, schwimmend an Bord zu gelangen.

8. Kapitel

Rote Piraten.

Auch der schwarze Panther schien die Nähe des Flachbootes ebenso günstig aufzufassen, denn er rief jetzt seinem weißen Bruder zu:

„Das große Kanoe der Blakgesichter wird unsere Rettung sein. Mein Bruder Harry (Felsenherz hieß ja in Wahrheit Harry Felsen und war ein geborener Deutscher) mag mit dem Hute winken, damit die weißen Männer auf uns aufmerksam werden.“

Raum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, als die dreißig Apachen ein schrilles Wutgeschrei ausstießen. Sie fürchteten, daß ihnen die verhaßten beiden Westmänner entkommen könnten. Wenigstens deutete der blonde Trapper sich dieses fast tierische Gebüll auf diese Art.

Felsenherz und Cholariga packten ihre Büchsen fester. Es war ja bestimmt damit zu rechnen, daß die Apachen ihnen den Weg nach dem See verlegen würden.

Man war jetzt noch etwa achtzig Meter vom Ufer und hundertfünfzig Meter von der schwimmenden Festung entfernt. Die Entscheidung nahte. Die Rothäute hatten sich zu einem Trupp vereinigt und zogen links von den beiden Freunden im Schritt dahin.

Sie schienen zu beraten, ob sie einen offenen Angriff wagen sollten.

Da entschlossen die Westmänner sich zu einem teden Streich. Hastig tauschten sie ein paar Worte aus, schwangen sich dann auf ihre Pferde und jagten nach rechts dem Seegestade zu. Zwar lahnte Felsenherz' Fuchß bei den ersten Sprüngen so stark, daß der Trapper damit rechnete, sein braves Tier würde zusammenbrechen. Aber der edle Fuchß, der die beste indiansche Dressur besaß, mochte ahnen, daß es hier galt, das Letzte herzugeben. Mit jedem Galoppsprung legte sich die Unsicherheit seiner Bewegungen, und bevor die Apachen sich noch recht von ihrer Ueberraschung erholt hatten, trieben die Freunde ihre Pferde bereits in das Wasser hinein. Hoch sprühte die klare Flut unter den wuchtigen Pferdeleibern auf. Der sandige Seeboden fiel so steil ab, daß die Tiere sehr bald schwimmen mußten.

Der schwarze Panther ließ sich aus dem Sattel gleiten, da sein Rappe die doppelte Last seines Herrn und des verwundeten Knaben nicht getragen hätte. Er schwamm neben dem Rappen her. Seine Büchse hatte er am Sattelnopf befestigt, damit er sie vor Masse schützte.

Die Rothhäute jagten herbei und eröffneten nun ein unregelmäßiges Feuer auf die Fliehenden. Kugeln und Pfeile zischten ins Wasser, waren aber überraschend schlecht gezielt.

Das Flachboot trieb wie vorher mit einer leichten Strömung nach Westen weiter.

Felsenherz, der jetzt die Brustwehren genauer beobachten konnte, wunderte sich, daß die Aufstehler ihnen nicht zu Hilfe kamen.

Jetzt erst krieg ein ungewisser Verdacht in ihm

auf, man konnte hier in eine raffiniert vorbereitete Falle geraten sein.

Noch fünfzig Meter trennten die Flüchtlinge von der schwimmenden Festung.

Dann — dann war der blonde Trapper seiner Sache gewiß: er hatte soeben festgestellt, daß die von den Hüten beschatteten Gesichter nicht Europäern, sondern Indianern, Apachen gehörten! Nur der graubärtige Mann, den er ebenfalls vorhin bemerkt hatte, war ein Weißer.

Jetzt glaubte die das Flachboot besetzt haltende Schar der roten Piraten sich vollends zeigen zu dürfen. Der Rückweg nach dem Ufer war den Flüchtlingen ja abgeschnitten. Jetzt sprangen hinter den Brustwehren etwa fünfzig Rothäute empor. Ihr gellendes Triumphgeschrei vereinigte sich mit dem des kleineren Trupps, der am Ufer sich verteilt hatte, damit man die verhassten Gegner lebend in die Hände beläme.

Kessenherz und Cholariga sahen ein, daß sie den Apachen unter diesen Umständen nicht entgehen könnten. Als das Flachboot jetzt mit Hilfe langer Ruder, die durch Löcher der erhöhten Reling hindurchliefen, näher herangetrieben wurde und als einer der Rothäute, ein hagerer, sehniger Krieger mit zahlreichen Adlersfedern in der Stalplode, kein anderer als der Oberhäuptling der schnelle Wüffel, ihnen zurief, sich zu ergeben, erwiderte Cholariga stolz:

„Die feigen Kröten der Wimos haben nicht gewagt, uns am Lande anzugreifen. Cholariga verachtet sie. Er wird am Marterpfahle zu sterben wissen.“

Das Flachboot war heran.

Mehrere Lassoß fielen mit wohlgezieltem Wurf den beiden Westmännern über die Köpfe. Mit brutaler Gewalt zogen die Apachen die Schlingen zu und blühten die Halberräuber an Bord, wo diese

so gleich gefesselt und jeder an einen Mastbaum gebunden wurden. Die Pferde und den verwundeten Knaben brachten ein paar Krieger an Land.

Mit höhnischem, haßerfülltem Funkeln seiner dunklen Augen trat jetzt der schnelle Büffel auf Felsenherz zu.

„Der große Geist hat endlich den berühmten Jäger in meine Gewalt gegeben,“ sagte er, indem er mit seinem Klapiern esser spielte. „Diesmal wird Felsenherz uns nicht entfliehen. Wir werden dieses Kanoe der Blakgesichter mitten im See verankern. Dann werden der räudige Hund von Komonde und der weiße Jäger uns nicht entschlüpfen können. Wenn die Krieger des schnellen Büffels die Ansiedlung auf der Insel erobert haben, wird in den Dörfern der Apachen ein großes Jubelgeschrei sich erheben. Alle Blakgesichter werden dann den Tod am Marterpfahle finden.“

Er untersuchte darauf Felsenherz' Fesseln und ließ ihn noch durch drei weitere Lassoß an den Mast festbinden. —

Es mochte jetzt etwa neun Uhr vormittags sein. Das Flachboot wurde von den Apachen nach der Mitte des Sees gerudert, wo aus dem Wasser zwei Zelzspitzen eines Nisses meterweit hinausragten. An diesen Zelzaden befahl der schnelle Büffel das Fahrzeug zu verläuen.

Der blonde Trapper kannte den Charilahua-See bereits. Das Flachboot lag jetzt gerade so, daß er die nach Westen zu sich erstreckende, bewaldete große Insel deutlich in etwa achthundert Meter Entfernung vor sich hatte. Hinter den Uferwäldern der Insel sah er ein paar Rauchsäulen aufsteigen. Dort lagerten vielleicht die Belagerer der Ansiedlung, deren Bewohner

sich wahrscheinlich in eine besonders starke Blockhütte zurückgezogen hatten.

Dann nahte sich der schwimmenden Festung ein leichtes Floß, das von acht indianischen Kanoes gezogen wurde. Der schnelle Büffel und dreißig Apachen begaben sich auf das Floß und die Kanoes und hielten auf die Insel zu. Nur elf ältere Krieger blieben als Wächter an Bord zurück. Je drei von ihnen hockten vor den Gefangenen, den blauen Tomahawk in der Hand. Die anderen vertrieben sich die Zeit mit Angeln.

Felsenherz war so festgebunden, daß er seinem Freunde Cholariga, der an den anderen Mast ebenfalls aufrecht gefesselt war, den Rücken zulehrte. Eine Verständigung zwischen den beiden Jägern war also unmöglich. Der Oberhäuptling hatte es eben an nichts fehlen lassen, eine Flucht der wertvollen Gefangenen zu vereiteln.

Der blonde Trapper rief sich jetzt, während seine Blicke über den im Sonnenschein gleißenden See und die wildzerklüfteten, fernem Uferberge nochmals hinglitten, die Vorgänge der verflossenen Stunden nochmals ins Gedächtnis zurück. Er tat es hauptsächlich deswegen, weil ihm das Verhalten jenes Tim Bray, der ihm und Cholariga den Zutritt zu der Hügelspitze verwehrt und ihnen dann geraten hatte, den See aufzusuchen, höchst seltsam und geheimnißvoll vorkam. Bray war ja als Sonderling bekannt, aber Felsenherz hatte noch nie gehört, daß der alte Jäger, den die Apachen Watsipao, den Nasenlosen, nannten, jemals einen Kameraden im Stiche gelassen hätte. Ebenfalls war Bray den Apachen genau so verhaßt wie Felsenherz und der schwarze Panther, und es erschien ganz ausgeschlossen, daß er etwa aus Hinterlist die beiden Freunde in diese cruste Lage gebracht hätte.

Weshalb also hatte der alte Brax mit solcher Bestimmtheit gefordert, die Freunde sollten die Spitze des Hügels nicht betreten? — Felsenherz fand hierfür nur eine Erklärung: Brax mußte auf dem Hügel irgend etwas zu verbergen haben! — Was aber wohl? — Und hierüber zerbrach der blonde Jäger sich unisonst den Kopf.

Dann fiel ihm etwas anderes ein. Er hatte doch vorhin hier an Bord einen graubärtigen Weißen bemerkt. Wo war dieser geblieben? Der Mann schien sich doch hinter der Brustwehr frei bewegt zu haben! Steckte er jetzt etwa unter Deck? War es ein Verbündeter der Rothhäute und wollte er sich vor den Gefangenen nicht sehen lassen?

Felsenherz Gedanken erhielten erst eine andere Richtung, als er nun vier der Wächter gewahrte, die soeben aus der vorderen Deckhütte eine kleine, etwa ein und ein Viertel Meter lange Kanone mit Holzgestell herauschleppten und verwundert bei Tageslicht betrachteten.

Auch die übrigen Apachen scharten sich voller Neugier um das Vorderladergeschütz, das ihnen fraglos etwas völlig Neues war.

Sie rieten hin und her, wozu das eiserne dicke Rohr mit dem kleinen Loch am Ende wohl dienen sollte.

Dann trat der älteste von ihnen an Felsenherz heran

„Der weiße Jäger kennt das Land der Bleichgesichter,“ begann er zögernd, da er nicht recht wußte, wie er die Frage in Worte kleiden sollte. „Die Bleichgesichter brachten dem roten Manne vieles, was diesem fremd war. Kann Felsenherz uns sagen, wozu dieses eiserne Rohr dient?“

Der blonde Trapper, dem man das Geschütz jetzt

näher gerückt hatte, sah genau, daß es geladen setz mußte. Das Zündloch enthielt einen pfropfenähnlichen Verschluß von trockenem leicht brennbarem Moos. Außerdem war ja auch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Ansiedler, als sie die Anwesenheit der Apachen am Ufer gespürt hatten, alle Abwehrmaßregeln getroffen hatten, die ihnen zu Gebote standen. Mitthin würden sie auch fraglos das Geschütz für alle Fälle geladen haben. Das Klachboot konnte ja den Apachen erst später in die Hände gefallen sein. Edward Smitson hatte hiervon noch nichts gewußt.

Der Moospfropfen sollte ganz ohne Zweifel das Pulver im Rohr vor Feuchtigkeit schützen. Dies alles schoß dem Trapper im Bruchteil einer Sekunde durch den Kopf. Gleichzeitig kam ihm ein verwegener Gedanke, wie er vielleicht die Wächter von dem Boote vertreiben könnte.

So erwiderte er denn nach kurzem Ueberlegen:

„Die roten Söhne Manitouß müssen an das Moos, das in dem Loch am Ende des Rohres steckt, einen Feuerbrand halten. Dann werden sie merken, wozu das eiserne Rohr dient.“

Alle weiteren Fragen beantwortete er durch dunkle Andeutungen, durch die die Neugier der Rothäute nur noch gesteigert wurde.

4. Kapitel.

Der Kanonenschuß.

Die Apachen traten an die Brustwehr und berieten sich leise. Sie trauten dem weißen Jäger nicht. Aber wie alle Naturkinder waren sie überaus wißbegierig ihnen unbekanntem Dingen gegenüber.

Schließlich siegte diese Neugier. Einer von ihnen setzte einen Rienspan in Brand. Die anderen zogen sich neben den Vordermast auf das Vorschiff zurück.

Felsenherz sah, daß die Richtung des Rohres die fraglos aus Bleifugeln bestehende Ladung des Geschüßes gerade nach der anderen Seite des Vorschiffes lenken mußte.

So ungern er stets Menschenblut vergoß: hier handelte es sich nicht nur um sein eigenes und seines Freundes Leben, sondern auch um das der Ansiedler, ihrer Frauen und Kinder!

Unter diesen Umständen durfte er nicht zögern, die Feinde nach Möglichkeit zu schädigen und ihnen einen solchen Schreck einzujagen, daß sie in kopfloser Flucht schrimmend das Weite suchten.

Deshalb rief er jetzt dem Apachen zu, der bereits den brennenden Rienspan mit ängstlich vorgerecktem Arm dem Bündloche des kleinen Schiffsgeschüßes nahe hielt:

„Der rote Krieger mag das eiserne Rohr mehr zur Seite schieben, sonst wird er nichts erreichen.“

Der ahnungslose Apache blickte Felsenherz erst mißtrauisch an, tat dann aber doch, was dieser ihm geraten hatte.

„Halt!“ rief der Trapper wieder, als er bemerkte, daß das Geschüß nun die gewünschte Richtung hatte.

„Wenn der rote Krieger sich fürchtet, mag er mir die rechte Hand losbinden. Felsenherz wird ihm dann beweisen, wie das eiserne Rohr sprechen kann.“

Dieser Zweifel an seinem persönlichen Mute veranlaßte den Apache, den Rienspan rasch auf das Bündloch zu legen.

Raum drei Sekunden später entlud sich das Geschüß schon mit obrbetäubendem Knall.

Wessend schlug der Bleihagel in den Haufen der nicht erteinanderstehenden Apachen ein.

Gellende Schmerzenschreie schritten durch die Luft. Nur drei der Kottäute waren unverwundet geblieben. In panischem Schreck sprangen sie über die Brustwehr in den See hinab und suchten schwimmend dem Unheil zu entgehen.

Der Krieger, der die Lunte in der Hand gehabt hatte, war vor Entsetzen rüdlings auf das Deck gestürzt, hatte sich dann ausgerastet und war gleichfalls mit einem Satz über die hohe Reling verschwunden.

Vorn lagen Tote und Verwundete in wirrem blutigen Anäuel umher. Hätte Felsenherz diese furchtbare Wirkung des Schusses voraussehen können, dann würde er doch vielleicht gezögert haben, diese verberbliche List anzuwenden.

Das Stöhnen der Verwundeten drang dem blonden, hochherzigen Trapper wie eine schwere Anklage ins Ohr. Nur zu bald sollte sein Gewissen jedoch völlig beruhigt werden.

Aus der hinteren Deckhütte wälzte sich jetzt jener Graubart, den der Trapper vorhin hinter der Brustwehr erkannt hatte, an Deck. Er war an Händen und Füßen gefesselt und machte verzweifelte Anstrengungen, mit den auf dem Rücken zusammengebundenen Händen das Jagdmesser des Apachen zu erfassen, das diesem entfallen war, als der Schuß lösging.

Hierbei fiel ihm nun der breitrandige Strohhut vom Kopf, und Felsenherz bemerkte, daß des Alten Haupthaar von schwarzem Blut zu einer dichten Masse verklebt war, während in der Mitte des Schädels ein rundes Stück der Kopfhaut fehlte.

Der Mann war also von den roten Bestien bei lebendigem Leibe stalpiert worden!

Jetzt hatte der Alte das Messer wirklich erfaßt.

Jetzt arbeitete er sich zu Felsenherz hin, richtete sich höhnend etwas auf und durchsägte dessen Fußfesseln.

Gerade als er dann auch die anderen Riemen halb durchschnitten hatte, war einer der leichter verwundeten Apachen auf die Vorgänge auf dem Achterbed aufmerksam geworden. Sein rechter Oberarm war zerschmettert. So riß er denn mit der Linken das lange Stalpiermesser aus dem Gürtel und schneelte sich, wenn auch taumelnd, mit drei Sähen vorwärts.

Der Warnungsruf des Trappers kam zu spät. Schon hatte der blutbespritzte Krieger dem alten Manne das Messer von hinten ins Herz gestoßen, gab dem Umsinkenden dann einen Fußtritt und wollte die Klinge jetzt Felsenherz in die Brust jagen.

Der blonde Westmann wußte, daß Leben und Sterben jetzt von seiner Gewandtheit allein abhing. Seine Beine waren frei. Sein rechter Fuß flog empor, traf den Apache vor den Unterleib.

Wie ein Ball rollte der Krieger über das Ded.

Ein paar kraftvolle Rude, und Felsenherz hatte auch die bereits halb zerschnittenen letzten Riemen zerrissen.

Zwei Sprünge — und er hatte den Tomahawol des vor Schmerzen sich krümmenden Apachen in der Hand.

Zwei weitere Sprünge, und das funkelnde Schlachtbeil durchhieb des schwarzen Panthers Fesseln.

Raum war Cholariga der Bande ledig, als er einem anderen Apache Messer und Tomahawol abnahm.

Felsenherz wandte sich um. Er wollte nicht Zeuge der Blutarbeit sein, die der Romanchenhäuptling nun verrichtete. Krachende Tomahawolhiebe und letzte Sterbeschreie, Ausklatschen der ins Wasser Geworfenen und der schrille Kriegsruß des Häuptlings drän-

gen ihm ins Ohr, als er sich jetzt über den sterbenden Granbart beugte, der ihm noch mit verzweifelter Anstrengung zustrüstete:

„Rettet meine Gefährten! Rettet die Frauen! Eine Bucht zieht sich in die Insel hinein. Dort am Ufer in dem größten Blockhaus verteidigen sie sich. Es sind nur noch sechs Männer. Alle übrigen tot. Meine Tochter Luzie ist entführt worden —“

Dann sank sein Kopf matt zur Seite, und er hauchte mit einem schmerzlichen Seufzer sein Leben aus.

Felsenherz, der neben ihm gekniet hatte, erhob sich.

Der schwarze Panther trat auf ihn zu. „Mein Bruder Harry mag die große Büchse wieder laden,“ sagte er kurz. „Die Bimos sollen den Charikahua-See für alle Zeiten fürchten lernen.“

Eine finstere Entschlossenheit sprach aus des Romanchen edlen Zügen.

Felsenherz Blicke ruhten prüfend auf dem Nordufer des Sees. Dort war das Tal zu erkennen, in dem die Freunde am Morgen von den Apachen umzingelt so bange Minuten durchlebt hatten. Dort bewegten sich jetzt am Ufer fünf Reiter, ohne Zweifel Weiße, wie man trotz der Entfernung unterscheiden konnte.

„Wir werden Tim Bray an Bord nehmen,“ erklarte Felsenherz und deutete auf die Reiter.

„Mein weißer Bruder hat recht,“ nickte der Häuptling. „Es ist Tim Bray mit seinen Freunden.“

Dann wurde das Flachboot losgebunden, und die Westmänner ruderten das schwere Fahrzeug langsam dem Nordufer zu.

5. Kapitel.

In letzter Minute.

Zu Ihrer großen Freude erkannten sie dann in zwei etwas abseits weidenden Pferden ihren Fuchs und ihren Nappen wieder. Außerdem aber sahen sie weiter nordwärts im Tale mehrere tote Apachen liegen. Ohne Zweifel war also Tim Brag mit seinen vier Freunden hier mit den dreißig Rothäuten, die Felsenherz und Cholariga absichtlich bis zum See gedrängt hatten, handgemein geworden.

Der nasenlose Trapper rief jetzt den beiden vom Ufer aus zu: „Hallo, Boys! Wir wollten uns gerade so ein wenig nach Euch umschaun! Ist es denn wahr, daß die Apachen die Ansiedlung bereits angegriffen haben? Dort drüben im Gebüsch haben wir auch den kleinen Edward gebettet, den wir den verwünschten Rotfellen glücklich entrissen. Auch Eure Büchsen könnt Ihr wiederhaben!“

Der verwiterte, magere Brag, so recht das Urbild des Trappers, wirkte insolge der fehlenden Nase recht abstoßend, war aber doch ein Mann von Herz, wie er schon dadurch jetzt bewiesen hatte, daß der Knabe von ihm sorgfältig aus neue verbunden worden war.

Die fünf Männer kamen mit ihren Pferden an Bord. Auch der kleine Edward fand in einer der Deckkütten ein reiches Lager. Er war jetzt bei Besinnung und brückte Felsenherz und dem schwarzen

Panther in heller Wiedersehensfreude immer wieder die Hände.

Tim Bray's Freunde waren ebenfalls erprobte Savannenkäuser. Nur einer von ihnen machte einen mehr städtischen Eindruck, war sorgfältig gekleidet und wurde von Bray mit einer gewissen Hochachtung stets mit „Sennor Pacharo“ angeredet. Als Felsenherz jetzt erzählte, auf welcher abenteuerlichen Weise er die Apachen von der schwimmenden Festung verschreckt hatte, und dabei auch den Tod des alten, skalpierten Ansiedlers schilderte, rief dieser Pacharo schmerzbe-
weegt:

„Oh — es ist mein Schwiegervater Thomas Halper! Mr. Felsenherz, Sie sollen jetzt alles erfahren. Mein Schwiegervater lebte bis vor seiner Uebersiedlung hier her in der mexikanischen Stadt Matamaros. Ich heiratete seine Tochter Luzie gegen seinen Willen. Der alte Mann hatte einen ganz unbegründeten Haß gegen mich. Ich bin Ranchero (Besitzer einer Vieh-
farm). Plötzlich verschwand meine Frau. Ich traf zum Glück bei der Suche nach ihr Tim Bray, der mir seinen Beistand versprach. Er war es, der endlich ermittelte, daß drei Weiße meine Frau gewaltsam entführt und daß sie sich einem nach dem Norden gehenden Auswandererzuge angeschlossen hatten. Kurz: mein Schwiegervater war es gewesen, der Luzie in diese gefährlichen Indianergebiete mitgeschleppt hatte, nur um sie mir wieder zu entziehen. Deshalb warb ich noch drei andere Fallenssteller an, und wir fünf folgten den Auswanderern, deren Spuren jetzt nach so vielen Monaten nur ein Mann von Tim Bray's vielfachen Erfahrungen noch entdecken konnte. So kamen wir schließlich nach mancherlei Abenteuern hierher. Ich schlich mich auf die Insel und konnte mich denn auch bis an meines Schwiegervaters Blodhütte ber-

anpirschen. Luzie folgte mir sofort freiwillig. Gerade als wir auf einem kleinen Floß über den See setzten, hatten die Ansiedler die Apachen bemerkt und wechselten mit ihnen die ersten Schüsse. Wir fünf und Luzie bezogen dann das sichere Lager auf jener Felsklippe. Nun wißt Ihr, Mr. Felsenherz, weshalb wir Euch nicht auf die Spitze des Hügels ließen. Ihr solltet Luzie nicht sehen. Es sollte geheim bleiben, wer sie entführt hatte. Jetzt haben wir meine Frau, um sie hier nicht einer Gefahr auszusetzen, auf dem Hügel zurückgelassen, der, wie ich Euch nur andeuten darf, ein Geheimniß besonderer Art enthält. Jedenfalls ist Luzie dort völlig sicher, selbst wenn Apachenspäher die Klippe erklimmen sollten."

Währenddessen war das große Flachboot von Tim Brox und den drei Pelzjägern bis in die Mitte des Sees gerudert worden.

Der von Eüden, also auch von der langgestreckten Insel herüberwehende Wind trug der Besatzung der schwimmenden Festung jetzt den Anruf zahlreicher Schüsse zu.

Der Romanchenhäuptling erklärte sofort:

"Die Apachen wissen, daß sie mit Hilfe der großen Donnerbüchse (er meinte die Kanone) bald von der Insel vertrieben sein werden. Sie wollen daher um jeden Preis die in dem einen Blockhaus eingeschlossenen Ansiedler in ihre Gewalt bringen. Die weißen Jäger tun gut, mit aller Kraft das große Kanonengewehr vorwärtszurudern."

Alle Mann mühten sich jetzt an den langen Rudern ab. Nur Tim Brox handhabte das Steuer. Selbst der Häuptling griff mit zu. Das Flachboot kam daher immer mehr in Fahrt.

Sennor Pacharo, der ja bereits auf der Insel gewesen war und die Bucht kannte, rief dem alten Trap-

per die nötigen Weisungen zu, wie er steuern sollte.

Man konnte jetzt schon die Uferbäume genau erkennen, konnte jeden einzelnen Schuß vernehmen und hörte auch das wilde Gebrüll der angreifenden Rothäute, die nach einer drüben aufsteigenden Qualmsäule zu urteilen ein paar der Blochhütten in Brand gesteckt haben mußten.

Nun bog das plumpe Fahrzeug in die etwa vierzig Meter breite Bucht ein. Kaum hatte es hier in dem engen Fahrwasser eine kurze Strecke zurückgelegt, als vom linken Ufer aus den Büschen ein förmlicher Hagel von Pfeilen und Kugeln sich über das Flachboot ergoß. Brax erhielt eine Kugel in den linken Oberarm, während zwei seiner Freunde durch Pfeilschüsse schwer verletzt wurden.

Fellenherz, der schon vorher das Schiffsgeschütz auf das Dach der vorderen Deckhütte geschafft hatte, sprang jetzt eilends hinaus, blies die bereitgehaltene Punte an und schickte den Bleihagel der bis zur Mündung geladenen Kanone in das Ufergestrüpp. Dem überlauten Knall des Schusses folgte ein wildes Wutgebrüll. Eine Schar von einigen zwanzig Apachen flüchtete aus den Büschen über eine Lichtung in den dichteren Wald.

Nachdem der blonde Krapper das Geschütz rasch wieder geladen hatte, half er seinem roten Bruder beim Rudern, da Sennor Wacharo und der einzige unbeschadet gebliebene Fallensteller genug mit den Verletzten zu tun hatten.

Das Flachboot glitt um eine Halbinsel herum. Auf der Südselle dieser Halbinsel lagen die Blochhütten der Ansiedler und auch das sogenannte Beratungshaus, das zugleich als Festung für den Fall der Noth dienen sollte und daher mit einem Fallsaderraum und einem Hesen Wasseraraben umgeben war.

Im selben Augenblick, als das schwerfällige Fahrzeug nahe genug gekommen, um mit dem Geschütz in den Kampf eingreifen zu können, erhoben die Apachen ein helles Triumphgeschrei, da es ihnen soeben gelungen war, den Palisadenzaun, der von der Sonne vollkommen ausgedörrt war, an mehreren Stellen in Brand zu setzen und einzelne Pfähle einzureißen. Durch zwei dieser offenen Stellen stürmten jetzt die Rothhäute unter Führung ihres durch Felsenherz' und Cholarigas' Flucht noch mehr zur Wurdgier entflammten Oberhäuptlings hinein und auf die große Blockhütte zu, in die der kleine Rest der Verteidiger sich zurückgezogen hatte. Eine dieser offenen Stellen der Umzäunung lag so, daß Felsenherz vom Dache der Dachhütte gerade hineinschauen konnte. Auf dem Hofe des Beratungshauses wimmelte es von Apachen. Der blonde Trapper zielte kurz, schob das Geschütz in die nötige Richtung und feuerte es ab. Die Wirkung war furchtbar. Nicht weniger als zwanzig Apachen wurden niedergemäht. Die anderen, obwohl noch gegen hundert Krieger, flohen sofort in die Wälder der Insel und suchten auf Blöken und Kanoes das Ufer des Sees zu erreichen. Hierbei wurden sie jedoch abermals von dem Flachboot aus so wirksam beschossen, daß sie die Hälfte ihrer Krieger verloren und froh sein mußten, mit ihren Pferden das Weite suchen zu können.

Von den Männern der Ansiedlung lebten nur noch sechs, von den Frauen fünf. Alle übrigen waren bei der Verteidigung ihrer neuen Heimat gefallen.

Da die Ueberlebenden damit rechnen mußten, daß die Apachen sehr bald mit Verstärkung zurückkehren würden, um die erlittene Schlappe wettzumachen, nahmen sie des Romanchenhäuptlings Angebot gern an, der ihnen im Jagdgebiet seines Stammes einen Platz ihrer Niederlassung anweisen wollte. Dort fan-

den die Vielgeprüften eine sichere Heimat und ihr gutes Auskommen. Auch Sennor Pacharo erreichte mit seiner Gattin glücklich seinen Rancho an der mexikanischen Grenze. Ueber das Geheimniß der Felskluppe wird noch einiges im nächsten Band zu sagen sein.

Nächster Band:

Die Silberjäger.

Die gewaltige Steigerung aller zur Herstellung der Felsenherz-Bücher benötigten Materialien zwingt uns, diese Ausgabe in der vorliegenden Ausstattung erscheinen zu lassen. Um den Preis möglichst niedrig zu halten, haben wir den Umfang auf 32 Seiten herabgesetzt.

Die bisher erschienenen Hefte 1 bis 16 führen die Titel:

- Bd. 1: Die Felsensarm.
- Bd. 2: Das Geheimnis der Llano Estacado.
- Bd. 3: Der Rundschaster von Fort Ravett.
- Bd. 4: Das Blockhaus am Rugged-Bach.
- Bd. 5: Die Buschlepper am Kolorado-Spring.
- Bd. 6: Die Goldgräber der Scarilla-Berge.
- Bd. 7: Die Mumie Matazumas.
- Bd. 8: Der Schatz der Aztelen.
- Bd. 9: Die belagerte Hacienda.
- Bd. 10: Das Geheimnis des Gambusino.
- Bd. 11: Das Häuptlingsgrab am Juan-Fluß.
- Bd. 12: Die beiden Trümmer.
- Bd. 13: Das Vermächtnis des Buschleppers.
- Bd. 14: Tom Brad, der schwarze Häuptling.
- Bd. 15: Der Medizinmann Omatati.
- Bd. 16: Die Büffeljäger.

Wir bitten unsere Leser, uns auch fernerhin treu zu bleiben und unsere Felsenherz-Hefte, die mit zu den billigsten und besten gehören, zu empfehlen.

Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.

Berlin S.O. 26, Elisabeth-Ufer 44.